

"Normalität" und "Behinderung" im Alltagswissen: Diskursanalyse eines Internetforums

Waldschmidt, Anne

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Waldschmidt, A. (2009). "Normalität" und "Behinderung" im Alltagswissen: Diskursanalyse eines Internetforums. *SWS-Rundschau*, 49(3), 314-336. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-322887>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

»Normalität« und »Behinderung« im Alltagswissen – Diskursanalyse eines Internetforums

Anne Waldschmidt (Köln)

Anne Waldschmidt: »Normalität« und »Behinderung« im Alltagswissen – Diskursanalyse eines Internetforums (S. 314–336)

Mit Hilfe der Diskursanalyse untersucht der Beitrag folgende Fragen: Wie werden im massenmedial vermittelten Alltagswissen die Diskursgegenstände »Normalität« und »Behinderung« konstruiert? Wie werden Grenzziehungen gestaltet? Das empirische Material, das quantitativen Zählungen und qualitativer Kategorisierung unterzogen wurde, entstammt einem Internetforum über Bioethik. Im Ergebnis zeigt die Analyse, dass erstens die Sprecherposition »Wir Normalen« dominant ist. Zweitens wird der diskursive Gegenstand »Behinderung« als auffällig markantes Stereotyp, dagegen »Normalität« als Leerformel konstituiert. Drittens erweisen sich »das behinderte Kind« und »die Behinderten« als zentrale Begrifflichkeiten. Viertens enthüllt die Analyse zwei Diskursstrategien: Die eine Position bemüht sich um die Dichotomisierung von Grenzziehungen zwischen Behinderung und Normalität, die andere plädiert für eine Flexibilisierung. Insgesamt werden sowohl Kontinuitäten als auch Verschiebungen im aktuellen Behinderungsdiskurs sichtbar.

Schlagworte: Behinderung, Normalität, Internet, Diskursanalyse, Alltagswissen

Anne Waldschmidt: »Normality« and »Disability« in Everyday Knowledge – a Discourse Analysis of an Online Platform (pp. 314–336)

This article applies a discourse analysis of an online platform about bioethics. It uses methods of quantitative research and qualitative categorisation in order to examine the following questions: How does everyday knowledge, which is being communicated on the Internet, construct the discursive objects of »normality« and »disability«? How are the lines drawn? The article presents these findings: First, »we normals« proves to be the dominant mode of statement. Second, »disability« appears as a stereotype, and »normality« constitutes itself as an empty (meaningless) term. Third, »the disabled child« and »the disabled« define the key discursive terms. Fourth, the analysis distinguishes the following two discursive strategies: one position uses the approach of dichotomisation for differentiating between normality and disability; the other position pleads for a flexibilisation of boundaries. Ultimately, the analysis highlights trajectories and transformations of the contemporary disability discourses.

Keywords: disability, normality, Internet, discourse analysis, everyday knowledge

1. Vorbemerkung

Im Falle von Behinderung, einem Phänomen, das in den Sozialwissenschaften üblicherweise als Stigma (Goffman 1996/1967), Abweichung (Haber/Smith 1971) oder soziales Problem (Waldschmidt 2009) konzeptionalisiert wird, ist etwas in Bewegung geraten: Noch bis in die 1970er-Jahre handelte es sich bei dem »Dispositiv der Behinderung« (Waldschmidt 2003) – dem Ensemble diskursiver, operativer und subjektiver Praktiken, die den sozialen Tatbestand konstituieren, – um eine vorwiegend ausgrenzende, die Anstaltsverwahrung und Segregation fördernde Struktur. Gegenwärtig jedoch haben wir es vorrangig mit Politiken, Handlungsfeldern und Diskursen zu tun, die darauf abzielen, behinderte Menschen und ihre Familien »in die Mitte« der Gesellschaft zu holen, ihre Ausgrenzung von vorneherein zu vermeiden. Wird es vielleicht irgendwann »ganz normal« sein, mit einer Behinderung zu leben?

Noch lässt sich diese Frage nicht mit einem eindeutigen »Ja« beantworten. Eher wird man Kämpfe zu beobachten haben: Auseinandersetzungen um Definitionsmacht, Konflikte um unterschiedliche Lösungsansätze, Debatten über Ausgrenzung oder Teilhabe. Entscheidenden Anteil an einer Umdeutung und Reformulierung des sozialen Problems Behinderung haben die Massenmedien: Sie transportieren und reflektieren wissenschaftliche und alltagsweltliche Wissensbestände und erzeugen zugleich einen eigenen, nämlich »interdiskursiven« Wissenstypus (Link 2005, Waldschmidt u. a. 2009, 166–192).

Dem Spannungsverhältnis zwischen Normalität und Behinderung, wie es in einem vergleichsweise neuen Massenmedium, nämlich dem Internet zu Tage tritt, geht dieser Beitrag nach; dabei wird mit Hilfe eines diskursanalytischen Instrumentariums erkundet, wie in einem bestimmten Onlineforum, nämlich der Webseite »1000fragen.de«, über Behinderung und ihren Schattenbegriff Normalität kommuniziert wird. Bei der seit Oktober 2002 existierenden Internetplattform, eingerichtet von der privaten Förderorganisation Aktion Mensch und in den ersten Jahren von einer breit angelegten Öffentlichkeitskampagne begleitet, handelt es sich um ein partizipatives Diskursprojekt, das inhaltlich auf »Bioethik« fokussiert. Der vorgegebene Beteiligungsmodus besteht darin, persönliche Fragen zu formulieren und die Beiträge anderer User zu kommentieren.

Das Diskursprojekt hat eine erstaunliche Resonanz gefunden und bislang eine beeindruckende Fülle von ungefilterten Stimmen aus der Zivilgesellschaft zu zahlreichen bioethischen Problemstellungen generieren können: Bis März 2006 sind etwa 16.000 Fragen und mehr als 54.000 Kommentare eingegeben worden; im Rahmen so genannter »Patenschaften«, bei denen prominente Persönlichkeiten einzelne Fragen auswählten und in moderierten Foren diskutieren ließen, entstanden zusätzliche Beiträge. Auch weiterhin ist die Webseite geöffnet, sie bietet verschiedene Möglichkeiten, eigenes (Erfahrungs-) Wissen einzubringen wie auch sich (Spezial-) Wissen anzueignen.

Das Material dieses Internetforums ist der empirische Referenzpunkt des vorliegenden Beitrags. Ein Forschungsprojekt (vgl. zu den Ergebnissen Waldschmidt u. a. 2009) erfasste die von Oktober 2002 bis Mai 2004 gesammelten 10.000 Fragen plus

die dazugehörigen 34.611 Kommentare sowie in einer weiteren Projektphase die zwischen Mai 2004 und März 2006 eingegebenen 20.205 Diskussionsbeiträge der moderierten Patenschaften.¹ Dabei fiel auf, dass in der Internetplattform, die ja eigentlich einen anderen thematischen Schwerpunkt, nämlich »Bioethik« hat, die Begriffe Normalität und Behinderung sozusagen »herumgeisterter«. Zum einen hatte das Webdesign für eine entsprechende Vorstrukturierung gesorgt, konnten doch die User die Rubrik »Normalität« anklicken; zum anderen zeigten eigene statistische Zählungen und die qualitative Kategorisierung, dass »Behinderung« auffällig oft problematisiert wurde.

Vor diesem Hintergrund fiel im Rahmen der Hauptuntersuchung die Entscheidung für eine Teilstudie, bei der zwei Fragen im Mittelpunkt standen: Wie werden im medial vermittelten Wissen die Diskursgegenstände »Normalität« und »Behinderung« konstruiert? Wie werden Grenzziehungen gestaltet?

Im Anschluss an eigene, vom Konzept der Bio-Macht Michel Foucaults (1983; 1999) und der Normalismustheorie nach Jürgen Link (2006) inspirierte theoretische Vorüberlegungen (siehe dazu Kap. 2) sowie an methodische Erläuterungen (Kap. 3) werden die Untersuchungsergebnisse² mit Hilfe der Diskursanalyse Foucault'scher Prägung (1990) ausführlich präsentiert: Zum einen stellt sich die Sprecherposition »Wir Normalen« als dominant heraus (Kap. 4). Zum anderen werden die diskursiven Gegenstände beschrieben: »Behinderung« zeigt sich als auffällig markantes Stereotyp, »Normalität« erweist sich als Leerformel (Kap. 5). Des Weiteren treten als dominante Begrifflichkeiten »das behinderte Kind« und »die Behinderten« hervor (Kap. 6). Schließlich enthüllt die Analyse zwei Diskursstrategien (Kap. 7): Die eine Position bemüht sich um die Dichotomisierung des Begriffspaares, die andere plädiert für eine Flexibilisierung von Grenzziehungen. Am Schluss des Beitrags wird der empirische Ertrag der Studie zusammenfassend bewertet (Kap. 8).

2. Theoretischer Ausgangspunkt: Paradoxie der Normalitätsgrenze

Im Rahmen seiner Arbeiten über »Bio-Macht« und »Bio-Politik« hat Michel Foucault das Konzept der »Normalisierungsgesellschaft« entwickelt (Foucault 1999, 293). Dabei erweist sich, worauf Jürgen Link hinweist, die Normalitätsgrenze in zweifacher Hinsicht als »paradox« und insofern als spannungsreich (Link 2006, 355–357): Einerseits kann sie letztlich nur semantisch-symbolisch markiert werden, etwa als Stigma oder als Abweichung von Normalitätsstandards. Andererseits stellt sie ein hartes Faktum dar, das zu realen Ausschlüssen, aber auch Teilhaben führen kann.

1 Die Studie, die von Oktober 2004 bis März 2009 an der Universität zu Köln unter der Leitung von Prof. Dr. Anne Waldschmidt und unter Mitarbeit von Dr. Anne Klein, Dipl. Soz. Miguel Tamayo Korte und Dipl. Soz. Sibel Dalman-Eken durchgeführt wurde, erhielt eine Drittmittelförderung der Aktion Mensch.

2 Dieser Beitrag beruht auf Kapitel 10.3 in Waldschmidt u. a. (2009, 277–279). Der Text wurde für die vorliegende Fassung überarbeitet und ergänzt.

Die ihr immanente Widersprüchlichkeit ergibt sich aus dem Zusammenspiel zweier Postulate (Link 2006, 355): Das eine Gebot, das »Kontinuitätspostulat« besagt, dass es keine qualitative Grenze zwischen dem Normalen und dem Unnormalen gibt, sondern nur ein Kontinuum, auf dem sich Punkte befinden, die sich prinzipiell verschieben und immer wieder neu anordnen lassen. Das zweite Prinzip, das »Toleranzgrenzpostulat« geht davon aus, dass an einer bestimmten Stelle die Normalität enden und die Anormalität beginnen wird, dass also Normalität ohne einen auch qualitativ unterschiedlichen Gegenpol grundsätzlich nicht denkbar ist. Pointiert formuliert: Das Toleranzgrenzpostulat steht in unaufhebbarer Widerspruch mit dem Kontinuitätsgebot; jede Normalitätsgrenze ist von dieser Paradoxie geprägt.

Kontinuität eines Feldes oder klare Grenzziehung – dieser Gegensatz kommt auch in den beiden »normalistischen Strategien« zum Ausdruck, die sich Link (2006, 51–59) zufolge in der Gegenwartsgesellschaft beobachten lassen. Nach der Theorie des Normalismus (Link 2006) sind »protonormalistische« Ansätze an der herkömmlichen Normativität ausgerichtet; sie bauen auf der strikten Trennung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen auf und beinhalten die dauerhafte Ausgrenzung der Abweichenden. Dagegen sind die »flexiblen« Normalisierungskonzepte weicher und durchlässiger. Sie gehen von dem Ideal einer zufälligen, wieder veränderbaren Verteilung der Menschen im sozialen Raum aus und lassen sich von der Annahme leiten, dass marginalisierte Individuen die Grenzbereiche oder den Pol der Anormalität auch wieder verlassen und zurück in die Zone des Normalen gelangen können. Während der flexible Normalismus kontinuierliche Normalitäten und bewegliche Normalitätsgrenzen postuliert, beharren protonormalistische Strategien auf einem eindeutig markierten Spektrum des Normalen und auf ebenso klar gekennzeichneten Polen.

Wenn diese theoretischen Annahmen richtig sind, müssten sich in dem untersuchten Internetmaterial entsprechende Konfliktlinien finden lassen. Im Übrigen bietet sich eine Debatte über Bioethik – somit die Nutzung des Datenkorpus von »1000fragen.de« – geradezu an, um über Normalität und Abweichung bzw. Behinderung nachzudenken, geht es bei der »Bio-Macht« doch um die Praktiken einer »Macht [...], die das Leben zu sichern hat, [sie] bedarf fortlaufender, regulierender und korrigierender Mechanismen. Es geht [...] darum, [...] das Lebende in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren« (Foucault 1983, 171–172).

3. Methodisches Vorgehen

Um die Fallstudie durchzuführen, bedarf es zunächst der Begründung: Ist der Diskursstrang »Normalität und Behinderung« tatsächlich in relevanter Häufung vertreten? Oder ist die Beobachtung, dass das Begriffspaar im empirischen Material auffällig präsent ist, allein dem voreingenommenen Blick des Forschungsteams geschuldet? Dass letztere Vermutung unberechtigt war, stellte sich bei der Materialsichtung heraus: Den Usern des 1.000 Fragen-Forums wird das Thema »Normalität« explizit angeboten, wenn sie die Rubrik »Der (im-) perfekte Mensch« anklicken. Außerdem liefert die institutionelle Rahmung einen entsprechenden Anhaltspunkt: Projektträger der Websei-

te ist die Aktion Mensch, eine private Förderorganisation, die von den Wohlfahrts- und Behindertenverbänden sowie dem Zweiten Deutschen Fernsehen (ZDF) getragen wird; sie betreibt die größte Soziallotterie Deutschlands, leistet umfangreiche Projektförderung und versteht sich als Kooperationspartner der Behindertenselbsthilfe. Mittels einer Häufigkeitszählung³ konnte schließlich gezeigt werden, dass das empirische Material de facto häufiger Bezugnahmen auf Behinderung enthielt als solche auf andere bekannte Phänomene sozialer Abweichung wie etwa Drogensucht, Armut oder Homosexualität, bei denen sich die Normalitätsfrage sicherlich in ganz ähnlicher Weise verhandeln ließe.

Auch die Ergebnisse früherer Untersuchungsschritte lieferten Begründungen für eine Untersuchung dieses Diskursstrangs. Beispielsweise hatte sich gezeigt, dass beide Begriffe jeweils eine relevante Häufung aufwiesen und somit Eingang in den insgesamt 140 Stichwörtern umfassenden »Diktionär« der Studie fanden. Es handelt sich hierbei um eine lexikalische Zusammenstellung der in den 10.000 Fragen (ohne Kommentare) am häufigsten vorkommenden Wörter und Wortgruppen, die vom Forschungsteam mit Hilfe der quantitativen Wortschatzanalyse gebildet wurde. Die beiden Stichwörter gehörten zu den fünfzig häufigsten dieses Diktionärs: »Behinderung« steht an neunter und »Normalität« an 33. Stelle. Zwar verfehlte Normalität die Gruppe der Stichwörter mit 500 bis 1.000-maliger Nennung. Behinderung ließ sich jedoch dieser Spitzengruppe noch zurechnen; dies ist umso bemerkenswerter, als sie im Unterschied zu Normalität nicht als eigenes Thema angeklickt werden kann. Auch an anderer Stelle der Hauptuntersuchung fand eine Begegnung mit dem Begriffspaar statt, nämlich als Ergebnis der qualitativen Kategorisierung der 10.000 Fragen und der dazu gehörenden Kommentare. Im Rahmen eines an der *Grounded Theory* orientierten, mit dem Softwarepaket MaxQDA2 unterstützten Arbeitsschritts war aus dem Gesamtmaterial eine repräsentative Stichprobe von 414 Threads⁴ durchschnittlicher Länge gezogen und anschließend thematisch strukturiert worden. Für die beiden Begriffe »Normalität« und »Behinderung« ergab die Kategorisierung eine auffällige Präsenz der rhetorischen Frage »Wer will schon ein behindertes Kind?«. Auch wurde erkennbar, dass die beiden Themen »Genies und Normale« und »Behinderung und Gesellschaft« von Bedeutung waren.

In der zweiten Phase der Hauptuntersuchung erwies sich ebenfalls die Relevanz des Begriffspaares: Bei der Sichtung der 78 Fragen, die von den so genannten Paten, zumeist Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Wirtschaft für die moderierten

3 Basis der Auszählung waren die 10.000 Fragen und 34.611 Kommentare des 1.000 Fragen-Forums; berücksichtigt wurden insgesamt neun Bereiche, die zu den klassischen sozialen Problemen gerechnet werden: Sucht, Arbeitslosigkeit, AIDS, Armut, Kriminalität, Homosexualität, Alter, Krankheit, Behinderung. Diese sozialen Probleme kamen – entgegen der Erwartung – durchaus häufig vor, trotz der thematischen Rahmung »Bioethik«, die dies nicht unbedingt vermuten ließ. Das Thema Behinderung überragt jedoch sehr deutlich fast alle anderen; nur der Suchbegriff *krank* hat mehr Treffer. Allerdings musste die quantitative Analyse vernachlässigen, dass der gesuchte Wortstamm *behinder* relativ unspezifisch ist und auch in anderen, eher allgemeinen Kontexten auftaucht (etwa in der Bedeutung von blockieren, Barriere etc.).

4 Ein Thread umfasst eine Frage plus die dazugehörenden Kommentare.

Diskussionsforen ausgewählt worden waren, fiel auf, dass Normalität und Behinderung hier ebenfalls an prominenter Stelle vorkamen. Insgesamt wurde das Thema von vier Patinnen und Paten thematisiert. Erstens: »*Warum wird Behinderung mit Leiden gleichgesetzt?*« (Dr. Manfred Ragati, 87 Kommentare); zweitens: »*Ist es normal, verschieden zu sein?*« (Dr. Peter Radtke, 110 Kommentare); drittens: »*Wie normal sind denn die Normalen?*« (Philosophiekurs der Liebfrauenschule Bonn, 271 Kommentare); viertens: »*Was ist normal?*« (Prof. Dr. Doris Lucke, 237 Kommentare).

Methodisch wurde für die Fallstudie folgendes Vorgehen gewählt: Im ersten Schritt wurden auf Basis der zuvor durchgeführten quantitativen Wortschatzanalyse alle Threads (d. h. 10.000 Fragen und 34.611 Kommentare) mit Hilfe von MaxQDA2 nach Absätzen durchforstet, in denen folgende Einträge des oben erwähnten Diktionärs vorkamen: die beiden ganzen Wörter »norm« bzw. »normal«, die Wortbestandteile *norm*, *normal*, *anormal* bzw. *anormal*, außerdem *behinder*, *krüppel* bzw. *krueppel*, *down-syndrom* bzw. die Varianten *down syndrom* bzw. *downsyndrom*. Als einzige medizinische Diagnose wurde das Down-Syndrom in die Suchbegriffsliste aufgenommen, weil sie sich zahlenmäßig als relevant erwiesen hatte und folglich im Diktionär enthalten war. Zusätzlich wurde nach Absätzen gesucht, in denen die Wortbestandteile *behind* und *normal* gemeinsam benutzt wurden. Bereits auf dieser Ebene zeigten sich interessante Resultate: Der Norm- und Normalitätskomplex kam mit allen Varianten in insgesamt 2.923 Absätzen vor; zu Behinderung und den entsprechenden Varianten fanden sich insgesamt 3.071 Absätze. Für die Threads (Fragen plus Kommentare) ließ sich also eine thematische Parität konstatieren, während der Diktionär, der ja – wie erwähnt – nur die 10.000 Fragen abbildete, ein deutliches Übergewicht des Themas Behinderung aufwies. Die Variante einer gemeinsamen Nennung in einem Absatz fand sich 255-mal, somit in einer für die qualitative Codierarbeit ausreichenden Zahl; dieser Teilkorpus bildete deshalb die Grundlage für die anschließende inhaltliche Kategorisierung. Im Ergebnis entstand der thematisch fokussierte Codebaum »Normalität und Behinderung«, der bereits eine ausgeprägte Struktur erkennen ließ und einer vorläufigen Interpretation unterzogen wurde.

In der dritten Arbeitsphase wurden die vier erwähnten Patenschaften für eine Korpuserweiterung benutzt. Mit Hilfe dieses zusätzlichen Materials wurde die erste Fassung des Codebaums überarbeitet, erweitert und systematisiert; das Resultat bildet die Grundlage der nachfolgenden Ergebnispräsentation. In einer vierten Untersuchungsphase standen selektives Codieren und quantitative Analysen im Mittelpunkt. Insbesondere bei der Analyse der Diskussionsforen der Patenschaften wurde nun die Suchfunktion des Softwaretools MaxQDA2 benutzt, um die Häufung einzelner Begriffe⁵ oder die Bedeutung von Wortkombinationen und Äußerungen zu überprüfen, für die die inhaltliche Kategorisierung einen besonderen Stellenwert aufgezeigt hatte. Bei diesen gezielten Suchprozessen wurden neben den Patenschaften auch alle Threads

5 Gesucht wurde z. B. nach der Differenzierung zwischen angeborener und erworbener Behinderung, und zwar mit Hilfe der Suchbegriffe *erworben*+*behinder* und *angeboren*+*behinder*. Die gefundenen 28 Absätze wurden anschließend gesichtet.

des 1.000 Fragen-Forums einbezogen. Weitere Arbeitsschritte in dieser Phase betrafen Häufigkeitszählungen. Um etwa die Relevanz bestimmter Sprecherpositionen und einzelner Begrifflichkeiten zu ermitteln, wurde eine Auszählung von insgesamt 64 Wortkombinationen vorgenommen, bei der das 1.000 Fragen-Forum, alle 78 Patenschaften und die vier für diese Teilstudie herangezogenen Patenschaften miteinander verglichen wurden. Des Weiteren wurde eine quantitative Analyse der drei Begriffsfelder »Normativität«, »statistische Normalität« und »behindertes Kind« durchgeführt, um deren Regelstruktur zu überprüfen.

Die Interpretationsarbeit orientierte sich an dem Diskursmodell, das Foucault in »Archäologie des Wissens« (1990), seinem methodologischen Hauptwerk entwickelt hat. Da eine vertiefende Darstellung den Rahmen des Beitrags sprengen würde, sei in der gebotenen Kürze gesagt: Der Diskursanalyse geht es insbesondere darum, die Struktur eines Diskurses herauszufiltern. In anderen Worten: Nicht *wer* etwas sagt, ist relevant, sondern *was* gesagt wird und vor allem *in welchem (institutionellen) Zusammenhang*. Ausgangspunkt der Analyse waren daher nicht die User, deren Identität und Motivation angesichts der Anonymität des Internets sowieso nicht zweifelsfrei ausgemacht werden können, sondern allein die Äußerungen als solche, d. h. die Fragen, Kommentare und Diskussionsbeiträge. Um ihre Regelmäßigkeiten und Verkettungen, somit das »Gesetz der Koexistenz« (Foucault 1990, 170) herauszuarbeiten, bot es sich an, auf die vier Dimensionen zu fokussieren, die nach Foucault (1990) einen Diskurs als regelgeleitete Praxis konstituieren: die Formationen der Äußerungsmodalitäten, der Gegenstände, der Begriffe und der Strategien. Diskurse legen erstens die Modalitäten fest, in denen eine Äußerung im Diskurs als legitim gilt; sie erzeugen zweitens die Gegenstände, die sie behandeln; sie bestimmen drittens die Begriffe, ihren Gebrauch und die semantischen Felder, die zur Beschreibung der Gegenstände verwendet werden; sie entscheiden viertens über die möglichen Strategien, die die Diskursteilnehmer/innen mit ihrer Rede verfolgen. Dieses »Zusammenspiel produziert spezifische Diskurse und bestimmt die operativen Regeln, denen diese Diskurse gehorchen« (Schwab-Trapp 2003, 35–36).

4. Äußerungsmodalitäten des Diskurses: »Wir Normalen« – »Die Behinderten«

Auf der Ebene der Sprecherpositionen ergibt die Kategorisierung, dass sich offensichtlich im virtuellen Raum eine überwiegend nichtbehinderte Diskursgemeinschaft versammelt hat, die vorzugsweise Behinderung (und damit zugleich auch Normalität) problematisiert. Zwar werden in vielen Äußerungen persönliche Erfahrungen mit behinderten Menschen erwähnt; die Systematisierung deutet jedoch darauf hin, dass nicht subjektives Erfahrungswissen, sondern eine distanzierte und generalisierende, um nicht zu sagen: professionelle Haltung dominiert.

Die Distanzierung wird vor allem bei den Fundstellen augenfällig, in denen User erwähnen, dass sie Menschen kennen, die wiederum Behinderte kennen. Eine ganze Reihe von Äußerungen hebt allgemeine Kontakte hervor, z. B.:

»Ich habe die ersten 20 Jahre meines Lebens neben einem Heim für behinderte Menschen verbracht« (Thread 9.413).⁶

Die deutliche Mehrheit der Äußerungen kann unter dem Subcode »Ich arbeite mit behinderten Menschen« zusammengefasst werden; die Nennung eines behindertenpädagogischen Studiums lässt sich ebenfalls dieser Sprecherposition zuordnen. Die User, die sich als Experten oder Expertinnen für Behinderte zu erkennen geben, weisen vorzugsweise auf eigene Erfahrungen (*»Jetzt arbeite ich seit ca. 3 Jahren mit geistig behinderten und körperlich behinderten Menschen zusammen« [Thread 1.934]*) und erwähnen dabei auffällig oft den Zeitraum ihrer Tätigkeit (*»seit vielen Jahren«, »seit 5 Jahren«, »seit einem halben Jahr«*), um den legitimierenden Charakter der eigenen Äußerung zu unterstreichen. Auch enthusiastische Textstellen kommen öfters vor:

»Habe ein Jahr lang mit Menschen mit Behinderungen gearbeitet, und es ist der größte und schönste Ausstieg aus dieser ›normalen‹ Welt!! AUSPROBIEREN!!!!« (Thread 2.160).

Während Verwandte (Cousin, Cousine, Onkel, Tanten...) mit Behinderungen und behinderte Geschwister durchaus erwähnt werden, ist dies bei behinderten Mitschülern oder Freundinnen eher selten der Fall. Dagegen wird die eigene Partnerschaft bzw. Ehe mit einem behinderten Menschen so gut wie gar nicht thematisiert und der Arbeitskollege bzw. die Arbeitskollegin mit Behinderung wird gleichfalls nicht genannt. Obendrein ist die Stimme der mittelbar Betroffenen, nämlich der Mütter und Väter von behinderten Kindern im untersuchten Diskursstrang eher schwach. Dies unterstreicht, dass die Debatte von distanziert-professionellen Stimmen geprägt ist. Wenn Eltern sich zu Wort melden, bieten sie in geradezu klassischer Manier intensive persönliche Erfahrungen:

»Ich bin Mutter von vier Söhnen: Der erste lebt mit einer Hochbegabung (mit circa 12 Jahren kam er zu dem Schluss, dass er mindestens so behindert ist wie sein nächst jüngerer Bruder, der am Dubowitz Syndrom leidet), unser dritter Sohn starb mit 5 1/2 Monaten am plötzlichen Kindstot, unser vierter Sohn würde landläufig als richtig normales Kind bezeichnet werden, aber er trägt mit Sicherheit die Problematik seiner älteren Brüder als ›Behinderung‹ mit sich durchs Leben« (Thread 56).

Nicht zuletzt ist bemerkenswert, dass die Sprecherposition der oder des direkten Betroffenen am wenigsten markant ist. Der quantitative Vergleich der beiden Ausprägungen von Betroffenheit (siehe Tab. 1, S. 322) zeigt, dass in dem untersuchten Diskursstrang »Ich bin behindert« gegenüber »Mein Kind ist behindert« eindeutig in der Minderheit ist.

6 Die kursiv gesetzten Originalzitate entstammen entweder dem Datenkorpus der 10.000 Fragen und Kommentare (mit »Thread« und laufender Nummerierung gekennzeichnet) oder dem Material der Partnerschaften (mit »P« und Nummerierung gekennzeichnet). Die Texte werden originalgetreu in der uns übermittelten Fassung des Projektträgers wiedergegeben; Rechtschreibfehler etc. sind deshalb nicht korrigiert.

Tabelle 1: Sprecherpositionen »Ich bin behindert« – »Mein Kind ist behindert«
(absolute Zahlen)

Suchbegriffe (gruppiert)	1.000 Fragen-Forum	78 Patenschaften	4 Threads zu Normalität und Behinderung
Ich bin behindert	110	55	29
Mein Kind ist behindert	265	261	26

Quelle: Waldschmidt u. a. (2009), 283

Eine ganze Reihe von Äußerungen, bei denen offenkundig ist, dass aus einer »Wir und Sie«-Beziehung heraus Stellung bezogen wird, ergibt den Code »Wir Normalen«:

»Nicht wir normalen Menschen leiden schrecklich an den Behinderten, sondern die Behinderten leiden an ihrem Schicksal« (Thread 7.816).

»Wir Normalen« – das ist nach Erving Goffman (1996/1967) die Perspektive derjenigen, die sich vor der Abweichung gefeit wähnen und aus dieser sicheren Haltung heraus die Stigmatisierten betrachten bzw. sich bemühen, in der gemeinsamen Interaktion die Spannung zu vermindern: »So läßt man eine *Schein-Akzeptierung* die Basis für eine *Schein-Normalität* bilden« (Goffman 1996/1967, 152; Hervorhebung dort). Um den Stellenwert dieser Sprecherposition zu überprüfen, wurde zusätzlich quantitativ ausgezählt. Ergänzt um die Nuance der distanzierten Rede, die als Gebrauch von einfachen oder doppelten Anführungszeichen⁷ operationalisiert wurde, und getrennt nach dem 1.000 Fragen-Forum, allen Patenschaften und den vier thematisch einschlägigen Patenschaften wurden die Selbstpositionierungen entlang der Differenzierung »normal – behindert« überprüft (vgl. Tab. 2).

Tabelle 2: Sprecherpositionen »Wir Normalen« – »Wir Behinderten« (absolute Zahlen)

Suchbegriffe (gruppiert)	1.000 Fragen-Forum	78 Patenschaften	4 Threads zu Normalität und Behinderung
Wir Normalen	27	16	9
Davon distanziert	20	10	6
Wir Behinderten	12	4	2
Davon distanziert	0	0	0

Quelle: Waldschmidt u. a. (2009), 284

Die quantitative Zählung bestätigt das Ergebnis der qualitativen Analyse: Tatsächlich gibt es eine größere Häufung der Sprecherposition »Wir Normalen«, ⁸ während die

⁷ Dieses Stilelement der Schriftsprache war bei der Materialsichtung aufgefallen.

⁸ Die Sprecherposition »Wir Normalen« umfasste 24 Varianten, angefangen mit *wir normal* über *wir »nicht behindert* bis zu *uns, nicht-behindert* etc. »Wir Behinderten« umfasste sechs ähnliche Varianten, nämlich *wir behinder* und *uns behinder*, jeweils mit oder ohne (einfache oder doppelte) Anführungszeichen.

Perspektive »Wir Behinderten« geringer ausgeprägt ist. Allerdings ist nicht so sehr dieses Verhältnis überraschend als vielmehr der unterschiedliche Gebrauch der distanzierten Rede. Während offensichtlich die Mehrzahl derjenigen, die sich zu den Normalen zählen, sich gleichzeitig bemüht, mit Hilfe der Anführungszeichen zu verdeutlichen, dass man die Selbstkategorisierung »eigentlich« kritisch sieht, hält unter denjenigen, die sich der Gruppe der Behinderten zurechnen, niemand eine Distanzierung für notwendig. Was Goffman (1996/1967) im Konzept der »Perspektiven« anspricht, dass nämlich »normal« und »abweichend« keine fest gefügten Zuschreibungen sind, sondern »ein[...] durchgehende[r] soziale[r] Zwei-Rollen-Prozess, in dem jedes Individuum an beiden Rollen partizipiert, zumindest in einigen Zusammenhängen und in einigen Lebensphasen« (Goffman 1996/1967, 169–170), wird hier offenkundig: »Wir Normalen« sind sich der Prekarität ihrer Position durchaus bewusst. Mehr noch: Man fühlt sich unwohl in seiner Haut; »eigentlich« will man gar nicht dazu gehören und stellt – vielleicht auch aus Gründen der *political correctness*? – starre Grenzbeziehungen in Frage. Und doch: Indem man diese Sprecherposition benutzt, bekräftigt man die Grenze. Dass es um Identitätspolitik geht und somit die Zuordnung zu »Wir Normalen« oder »Wir Behinderten« immer auch zufällig ist, zeigen Äußerungen, in denen sich User als »auch behindert« oder »unnormale« bezeichnen:

»Kleinwüchsigkeit fängt meines Erachtens nicht bei Körpergrößen unter 1,60 m an. Genauso gut könnte ich dann meine Größe von 1,98 m als Behinderung empfinden, weil ich in kein Cabrio passe (das ist kein Witz, sondern eine Tatsache)« (Thread 5.996).

5. Gegenstände des Diskurses: Behinderung als Stereotyp – Normalität als Leerformel

Die im Material vielfach zu findenden Versuche, Behinderung zu definieren, reichen von dem Verweis auf einen Fehler in der genetischen Information bis hin zu der konstruktivistisch inspirierten Äußerung, Behinderung liege »im Auge des Betrachters« (Thread 6.040). In der Mehrzahl der Fundstellen wird Behinderung als Einschränkung, Beeinträchtigung oder auch als »Handicap« (Thread 649) beschrieben. Folgende drei, auch in anderen Diskursen übliche Binnendifferenzierungen können festgestellt werden:

Als erstes sticht die Unterscheidung zwischen angeborener und erworbener Behinderung hervor. Sie wird vor allem benutzt, um zu begründen, warum Menschen mit angeborenen Beeinträchtigungen weniger leiden:

»Sie kennen ihr Leben nicht anders und haben sich sehr gut mit ihrer Behinderung abgefunden« (P57-41).

Der Verweis auf die erworbene Behinderung dient wiederum der Untermauerung der These, es könne schließlich jeden treffen:

»Und was ist, wenn dein gesund zur Welt gekommenes Kind mit einem Jahr in deTeich fällt o. Ä.?? Es gibt auch erworbene Behinderungen!!!« (Thread 5.166).

Zweitens trifft man bei der Unterscheidung nach geistiger Behinderung, Körperbehinderung und Sinnesbehinderung ebenfalls auf eine bekannte Einteilung. Während Sinnesbeeinträchtigungen eher schwach vertreten sind, ist der Rollstuhlfahrer – Ikone des Behinderten in der Gegenwartsgesellschaft – auffällig präsent. Aber auch er fällt hinter dem Down-Syndrom deutlich zurück. Diese medizinische Diagnose – auch in der Variante »Trisomie 21« – wird immer wieder genannt. Zusätzlich ergibt die eher unspezifische Bezeichnung »geistige Behinderung« einen eigenen Code.

Die dritte Differenzierungslinie nach dem Grad der Behinderung wird vor allem benutzt, um die so genannte Schwerstbehinderung als den Extrempol im Behinderungsfeld zu thematisieren:

»Wir reden doch dann von Schwerstbehinderten, die nichts können, außer Essen runterschlucken, und die für die Eltern eine echte Belastung sind« (Thread 3.220).

Gleichzeitig aber finden sich auch Hinweise, dass die »Behinderungszone« (Felkendorff 2003) an den Rändern ausfranst, sich als erweiterbar und dehnbar erweist. Die Uneindeutigkeit der Abweichung wird auffallend oft in Verbindung mit der Durchschnitts- oder Mehrheitsnormalität angesprochen:

»Wir definieren Behinderung ja irgendwie als eine Einschränkung körperlicher oder geistiger Art, die dafür sorgt, dass bestimmte Dinge im Leben nicht so leicht ablaufen, wie beim Durchschnitt der Gesellschaft« (Thread 2.980);

»Behinderte sind die, denen gewisse Fähigkeiten fehlen, mit denen ein Mensch standartmäßig ausgestattet ist, z. B. sehen, sprechen, hören, sich fortbewegen aus eigener Kraft. Fehlen diese Fähigkeiten, so kann dies erheblich behindern« (P57-87).

Dass es sich bei Behinderung um keine fest gefügte, trennscharfe Kategorie handeln könnte, kommt auch in den Fundstellen zum Ausdruck, die thematisieren, dass tatsächlich jede/r potenziell betroffen sein könne:

»Und vor allem: Jeder kann zu jeder Zeit durch einen Unfall oder eine Krankheit zum Behinderten werden. Jeder, auch ein liberaler Manager, für den der Mensch nur noch ein Kostenfaktor ist; der Politiker, der von Selbstverantwortung redet (wie kann ich ein Organversagen, einen Unfall o. ä. selbstverantwortlich verhindern?); jeder Mensch zu jeder Zeit« (P57-60).

Behinderung erweist sich somit als ein im Wesentlichen fest gefügtes Stereotyp, trotz mancher Versuche der Relativierung. Dagegen trifft man bei der Normalitätsfrage auf eine viel größere Uneindeutigkeit. Einen ersten Hinweis auf die hier herrschende Begriffsverwirrung und das unübersichtliche Terrain bietet die rhetorische Frage »Wer oder was ist normal?«, deren verschiedene Varianten einen eigenen Code ergeben. Häufig wird sie als Standardformel eingesetzt, so als liefere allein das Fragenstellen bereits die passende Antwort:

»Aber wer ist schon normal? Was ist normal? Wo fängt Normalität an und wo hört sie auf?« (Thread 7.997).

Die zahlreichen Bemühungen, Normalität zu definieren, lassen sich so systematisieren: Es finden sich teils kritische, teils affirmative Bezüge auf die Idealnorm (*»Eizelle [...], die 80 Jahre als normaler (lies: idealer) Mensch durch das Leben geht, ohne Behinderung, ohne kriminellen Neigungen, ohne soziale Inkompetenzen usw.«*, Thread 649), auf subjektive Normalitäten (*»jeder, denke ich, empfindet sich als normal«*, Thread 9.233), auf natürliche Normalitäten (*»normale Naturerscheinung«*, Thread 56) sowie auf kulturell und historisch spezifische Normalitäten (*»Vielleicht gelten die »normal« gezeugten/geborenen Kinder als von Gott begnadet. Das gab es ja schon mal: Julius Cäsar war Epileptiker. Damals galt das als göttliche Gabe, heute ist es eine Behinderung«*, Thread 6.035). Das technische Genormte lässt sich ebenso herausfiltern wie die Gleichsetzung von Normalität und sozialen Normen bzw. Gesundheit.

Selbst die seit Durkheim (1995/1885, 154) klassische Verbindung von Nützlichkeit und Normalität klingt an – zumeist allerdings kritisch gewendet, in Form von Klagen über die Macht von Wirtschaft und Medien:

»Normal ist das, was der Gesellschaft Nutzen bringt und das freie Denken eigentlich einschränkt! Normal ist es z. B. bei Jugendlichen, sich nach der neuesten Mode zu kleiden, mehr und mehr Geld auszugeben für Dinge, die sie sich nicht selbst ausgesucht haben, sondern von den televisionären Medien vorgegaukelt bekommen« (P11-6).

An anderer Stelle wird in Sprachspielen Unerwartetes geboten. So wird Normalität als gleichbedeutend mit Trend verstanden:

»Normal ist ein Synonym für trendy. Sollten die Behinderten in Mode kommen, werden die normal« (Thread 3.164).

Außerdem wird »normal« im Sinne von »vorurteilsfrei« (Thread 3.500) oder kommunikationsfähig benutzt (P43-169). Es gibt auch Äußerungen, in denen Normalität grundsätzlich in Frage gestellt wird:

»Normalität als Schwerstbehinderung. Scheitern als Chance« (Thread 8.887).

Den Kontrapunkt setzt diese Fundstelle:

»Normalität ist doch lediglich eine Übereinkunft von Spießern« (P57-10).

Auffallend ist zudem, dass immer wieder auf die Mehrheitsnormalität und die statistische Normalität sowie auf Standards und das Typische Bezug genommen wird. Einen Einblick in das Argumentationsmuster liefert folgende Fundstelle:

»Das Problem ist, dass das Wort »normal« von fast allen Menschen missverstanden wird. Sie denken, »normal« bezeichne etwas allgemein Bekanntes, was man öfters antrifft (so z. B. auch körperlich oder geistig eingeschränkte Menschen), dem ist aber nicht so. Normal ist nur ein Begriff zur Erkennung einer klaren Mehrheit einer großen Gruppierung (so kann man z. B. nicht Schwarze oder Weiße als normal bzw. nicht-normal bezeichnen, da sie ungefähr gleichermaßen oft in der Gruppe »Mensch« auftreten). Wenn man z. B. 20 Pilze hat, und 19 davon sind Champignons und 1 ist ein Fliegenpilz, dann ist dieser Fliegenpilz nicht normal, auch wenn er in einer Gruppe von 19 Fliegenpilzen und

1 Champignon wieder normal wäre. Ich hoffe, Sie missverstehen mich nicht und denken mal darüber nach, wie missbräuchlich manche Wörter benutzt werden und wie so oft Streit und Diskussionen entstehen können» (Thread 253).

Hat Link (2006, 323–329) also recht, wenn er die Wirkmächtigkeit der statistischen Normalität in der »verdateten« Gesellschaft, ihre Relevanz für die moderne Subjektivität behauptet? Um den Eindruck empirisch zu überprüfen, bei der Mehrheits- bzw. Durchschnittsnormalität handle es sich womöglich um eine Konzeption, die im Vergleich zur »Normativität« (Link 2006, 33–35), dem traditionellen Komplex sozialer, juristischer und ethischer (Verhaltens-) Regeln dominiert, wurden die unterschiedlichen Begriffsfelder »Normativität« und »statistische Normalität« gebildet und ausgezählt. Dabei wurde nach »Alltagswissen« und Expertenwissen (hier »Spezialwissen«) unterschieden (vgl. Tab. 3).⁹

Tabelle 3: Anteile der Begriffsfelder »Normativität« und »statistische Normalität« in Alltagswissen und Spezialwissen (Angaben in Prozent)

Anteil des Begriffsfelds an der Gesamtzahl der Wörter (n = 48.224)	Alltagswissen	Spezialwissen
Normativität	0,724	0,608
Statistische Normalität	0,112	0,137

Quelle: Waldschmidt u. a. (2009), 288

Tatsächlich entsprechen die Zählergebnisse weniger dem qualitativ gewonnenen Eindruck und auch nicht den Vorannahmen der Link'schen Normalismustheorie. Stattdessen bestätigen sie soziologische Überlegungen zu lebensweltlichen Wissensbeständen (vgl. Berger/Luckmann 2000, Elias 1978, Schütz/Luckmann 2003, Waldschmidt u. a. 2009, 175–182).

Im Alltagswissen wird häufiger auf die Normativität, d. h. auf verbindlich geltende Normen und Bewertungen Bezug genommen als im Spezialwissen. Dagegen hat das Konzept der statistischen Normalität im Spezialwissen einen größeren Stellenwert. Vor allem zeigt das quantitative Resultat bemerkenswert deutlich, dass in beiden Wissens-

9 Das Begriffsfeld »Normativität« bestand aus den Stichworten: Norm, Normen, *normativ*, Normativität, Vorgabe, Ethik, *ethisch*, *soll*, *muss*, müssen, *richtig*, *falsch*, *verbindlich*, *bewerten*, Bewertung, *normiert*, Normierung, *normieren*, Gesetz, *Zwang*, *zwingen*, *gezwungen*, *positiv*, *negativ*, *schlecht*, *gut*, *Regel*, *regelwidrig*, *regelgerecht*, *Sanktion*, Moral, *moralisch*. Das Begriffsfeld »statistische Normalität« umfasste die Stichworte: *Statistik*, *statistisch*, *%*, *Prozent*, *Häufigkeit*, *Mehrheit*, *mehrheitlich*, *häufig*, *Durchschnitt*, *durchschnittlich*, *überdurchschnitt*, *unterdurchschnitt*, *normal*, *Normalität*, *normalisier*, *Normalverteilung*, *Normalisierung*, *Standard*, *Gauss*, *Gauß*, *Kurve*, *üblich*, *am meisten*, *Abweichung*, *typisch*, *Überzahl*, *Unterzahl*, *die meisten*. Basis der Auszählung waren zwei Teilkorpora der Hauptuntersuchung, nämlich Spezialwissen (TSW) mit 446 Codings und Alltagswissen (TAW) mit 470 Codings aus der Zufallsstichprobe (n = 1.000) der Patenschaften, die bereits für andere Wortschatzanalysen benutzt worden waren.

formen Normativität (immer noch!) eine weitaus bedeutendere Rolle einnimmt als die statistische Normalität. Dennoch sollte dieses Zählergebnis nicht verabsolutiert werden.

Auch wenn in der Masse die Normativität sich weiter als die vorherrschende Denkfigur erweist, deutet die qualitative Kategorisierung darauf hin, dass im diskursiven Raum die Norm(alität) längst in Bewegung geraten ist. Neben den bereits erwähnten häufigen Versuchen, Normalität subjektivistisch zu bestimmen, wird in einer beträchtlichen Anzahl von Fundstellen die Relativität von Normalität und Abweichung thematisiert:

»Normal, dieses Wort allein mag ich schon nicht, für mich gibt es nur individuelle Menschen, nicht ›die Normalen‹, jeder entwickelt sich, wie er das möchte, mit seinen Möglichkeiten, das gilt für Menschen mit und ohne Einschränkungen, obwohl ich glaube, wir alle haben unsere eigenen Einschränkungen, am meisten schränken wir uns, glaube ich, selber ein« (P43-174).

An anderer Stelle findet man diese Erzählung:

»Für meine Mutter ist es normal, einkaufen zu gehen, wenn nur noch 6 Dosen Erbsen und Möhren im Regal stehen, für mich ist das total krankhaft. Für sie ist es unnormal, mal Sonntags liegen zu bleiben, Homosexuelle, Farbige, Ausländer etc. genau wie andere Menschen zu behandeln. Für meine Freunde ist es normal, am Sonntag Mittag ein Kaffeekränzchen im Garten zu halten, ich finde das lächerlich und recht unnormal« (P43-183).

Auch die Thematisierung von Genialität und Nichtnormalität – etwa am Beispiel der beiden Physiker Albert Einstein und Stephen Hawking – weist in die Richtung des Relativismus:

»Perfekte Menschen? Wir wären nicht da, wo wir heute wären: Albert Einstein war schrecklich schlecht in der Schule. Beethoven war taub. Stevie Wonder ist blind. Steven Hawkins ist ab dem dritten Halswirbel gelähmt. Soll ich weitermachen? Gut. Soviel zu Ihrer Frage« (Thread 704).

Dass es sich im Endeffekt sowohl bei Normalität als auch bei Behinderung um Leerformeln handeln könnte, die mit beliebigen Inhalten zu füllen sind, kommt in dieser Fundstelle zum Ausdruck:

»Klar kann man ›behindert‹ und ›normal‹, etc. definieren, wie man will« (Thread 4).

6. Begriffe des Diskurses: »Das behinderte Kind« – »Die Behinderten«

Trotz vieler Bemühungen um ein weniger bewertendes, facettenreicheres, kurz: flexibilisierendes Denken über Normalität und Behinderung durchziehen das untersuchte Material immer wieder markante Stereotypisierungen. Bei den Begriffsbildungen, die mit Behinderung verknüpft sind, sticht ein Code besonders deutlich heraus. »Das behinderte Kind« rangiert mit großem Abstand an erster Stelle, und zwar immer in der

Konstellation »nichtbehinderte Eltern – behindertes Kind«. Sicherlich muss man an dieser Stelle die thematische Rahmung des Materials, nämlich »Bioethik« berücksichtigen – darauf ist es wahrscheinlich zurückzuführen, dass die vorgeburtliche Diagnostik und die Frage »Wer will schon ein behindertes Kind?« einen großen Stellenwert haben. Dennoch könnte es sein, dass es sich auch in allgemeiner Hinsicht bei dem »behinderten Kind«¹⁰ um eine typische Diskursfigur handelt, und zwar aus mehreren Gründen: Zum einen lässt sich mit ihr die Komplexität der Lebenslage Behinderung auf eine spezielle biographische Situation reduzieren; zum anderen liefert sie ein Motiv, um über Handlungsbedarf, einen für das Alltagswissen bedeutenden Aspekt nachzudenken. Das herauskristallisierte semantische Feld der Begrifflichkeit stellt sich im Überblick folgendermaßen dar:

Bei der zentralen Frage »Wer will schon ein behindertes Kind?« stehen sich zwei Haltungen unvermittelt gegenüber: Die eine, augenscheinlich dominante Position argumentiert, aufgrund umfänglicher Pflege und lebenslanger Abhängigkeit sei ein behindertes Kind eine Belastung insbesondere für die Eltern; die andere Position hält (eher defensiv) dagegen, das Leben eines behinderten Kindes sei auch lebenswert – außerdem existierten Hilfsangebote, die in Anspruch genommen werden könnten. Hervorgehoben wird, behinderte Kinder seien (im positiven Sinne) »besonders« oder auch »normal« – außerdem gebe es auch vermeintlich »normale« Kinder, die in Wirklichkeit ebenfalls beeinträchtigt seien. Ein weiterer Aspekt dieser Debatte dreht sich um die Auswirkungen einer Behinderung auf die Eltern-Kind-Beziehung; auch werden gesellschaftliche Reaktionen, die Gefahr der Stigmatisierung und die Bedeutung infrastruktureller und finanzieller Unterstützung thematisiert. Viele Äußerungen berichten eigene Erlebnisse, und zwar offensichtlich zu dem Zweck, anderen Usern ein mittels persönlicher Erfahrung legitimierte Orientierungswissen zu bieten. Im Sinne des Belastungsarguments argumentiert folgende Fundstelle:

»Eine Nachbarin von uns hatte ein Kind mit einem genetischen Defekt, der dafür sorgte, dass das Kind nie größer als 75 cm wurde, blind war, nicht sprechen, sondern nur schreien konnte und immer auf dem geistigen und körperlichen Niveau eines halbjährigen Kindes blieb. Zu dem Zeitpunkt, da ich diese Nachbarin das letzte Mal gesehen habe, war das Kind bereits 15. 15 Jahre ihres Lebens hatte die Frau damit verbracht, für ein Kind zu sorgen, das niemals größer werden würde, das niemals selbst für sich würde sorgen können. Wenn man mit so einem Vorbild Angst vor eigenen Kindern hat, hat das wenig mit Perfektion zu tun, sondern überhaupt mit der Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens. Möchte ich mein Leben einem anderen Leben unterordnen – ohne Aussicht darauf, irgendwann wieder ›frei‹ zu sein?« (P-544).

Die »Denormalisierungsangst« (Link 2006, 257) der Normalen, die Befürchtung, mit einem behinderten Kind selbst ins soziale Abseits zu geraten, kommt in dieser Äuße-

10 Übrigens tauchen Überlegungen zur Situation behinderter Eltern nur selten auf. Dass behinderte Menschen nicht nur Familienangehörige, sondern auch Erwerbstätige, Konsument(inn)en und Bürger/innen sind, wird ebenfalls nur vereinzelt erwähnt.

rung deutlich zum Vorschein. Im Gegenzug bemühen sich die Eltern behinderter Kinder um die »Re-Normalisierung«, indem sie ihre persönlichen Erfahrungen mit allgemeinen Appellen an die Akzeptanzbereitschaft verknüpfen:

»Ich habe eine behinderte Tochter mit Down-Syndrom (18 Jahre), die stellte mir die auch für uns unfassliche Frage: ›Warst du traurig, als ich geboren bin?‹ Wissen Sie, mit der Antwort darauf habe ich mich auch sehr schwer getan. Ich habe mich für die Wahrheit entschieden. Ja, ich war lange Zeit sehr traurig, weil ich mich von der Vorstellung des Ungeborenen als gesundes Kind verabschieden musste, aber mein Mädchen habe ich von der ersten Minute an geliebt mit all ihren Unzulänglichkeiten, die sie angeblich haben sollte. Was auch interessant ist, dass ich in all den Jahren, in denen ich viel Kontakt zu geistig Behinderten hatte, nicht einen erlebt habe, der eine traurige Grundeinstellung hatte bzw. sogar depressiv war. Sie alle sind fröhliche Menschen und leiden keineswegs unter ihrer Behinderung. Worunter sie allerdings leiden, ist Arroganz, Desinteresse, Überheblichkeit und mangelnde Akzeptanz der restlichen ›gesunden‹ Gesellschaft. Sie spüren ganz genau, egal wie schwer behindert sie auch sind, wenn sie an die Wand gedrängt werden und nicht am Leben teilhaben dürfen wie andere auch« (P-718).

Beide Varianten speisen eigene Erfahrungen in den Diskurs ein und wirken gleichzeitig stereotypisierend – und zwar auch jene Versuche einer »positiven Diskriminierung«, die, indem sie Nähe herstellen wollen, die soziale Distanz zum Mitleidsobjekt »das behinderte Kind« noch vertiefen. Dem *double bind* (Mitchell/ Snyder 1997) der kulturellen Repräsentation von Behinderung – Allgegenwart und Tabuisierung – entkommen sie jedenfalls nicht.

Um den vorherrschenden Eindruck einer Stereotypisierung von Behinderung zu überprüfen, bot sich ein weiterer Aspekt an. Bei der Kategorisierung des Materials war nämlich aufgefallen, dass verschiedene Bezeichnungen für die von Behinderung direkt Betroffenen verwendet werden. Aus diesem Grund wurde eine Zählung durchgeführt, mit der kontrolliert wurde, ob die Begriffe »behinderte Person«, »behinderte(r) Mensch(en)« bzw. »Menschen mit Behinderung(en)« genauso häufig oder noch häufiger vorkommen wie die Bezeichnungen »Behinderte«, »die Behinderten« bzw. »der Behinderte« (vgl. Tab. 4, S.330). Ein entsprechendes Ergebnis hätte die Vermutung gestützt, dass in dem Diskursstrang auch Sprachpolitik betrieben wird. Schließlich repräsentiert die zweite, traditionelle Rede von dem oder den Behinderten eine eher konservative, distanzierte Haltung, d. h. die Orientierung an einem individualistischen, von Medizin und Rehabilitation dominierten Modell von Behinderung, wie es bis in die 1980er-Jahre vorherrschte. Im Unterschied hierzu lässt sich der erst genannte, moderne Sprachgebrauch vom behinderten Menschen (bzw. von einer behinderten Person) und von Menschen mit Behinderung(en) als eine akzeptierende, »fortschrittliche« Haltung interpretieren. Zudem kann man hier ein Bemühen um *political correctness* vermuten und ein Wissen über die behindertenpolitische Neuorientierung: Diese ist – stimuliert durch die Behindertenbewegung – mit den Leitgedanken Selbstbestimmung, Inklusion und Teilhabe verknüpft und seit Beginn der 1990er-Jahre im Gange. Längst hat sie ihren Niederschlag in den Rehabilitationswissenschaften und auch in der offiziellen Behindertenpolitik gefunden, aber ist sie auch im Alltagswissen angekommen?

Die quantitative Auszählung der Begrifflichkeiten kann dies nicht bestätigen.¹¹ Im Gegenteil zeigt sich deutlich die Dominanz der traditionellen Bezeichnung »Behinderte«, wenn auch die bei diesem Begriff wiederum vergleichsweise häufig verwendete distanzierte Rede, d. h. der Gebrauch von Anführungszeichen, eine minimale diskursive Verschiebung anzudeuten scheint.

Tabelle 4: Behinderung – Begriffe vom »Anderen«* (absolute Zahlen)

Suchbegriffe (gruppiert)	1.000 Fragen-Forum	78 Patenschaften	4 Threads zu Normalität und Behinderung
behinderte(n) person(en)	5	2	1
Davon distanziert	0	0	0
behinderte menschen / behinderter mensch	372	162	40
Davon distanziert	12	5	2
mensch(en) mit behinderung(en)	95	54	15
Davon distanziert	2	1	0
(der, die) Behinderte(n)	945	556	133
Davon distanziert	63	12	2

Anmerkung:

*Bei der Zählung wurde die Grammatik mit berücksichtigt, also auch »behinderten«, »behindertem« usw. mitgezählt. Bei der Zeichenfolge »Behinderte« wurde die Großschreibung berücksichtigt, d. h. nicht mitgezählt werden konnten diejenigen Fundstellen, die die konsequente Kleinschreibung benutzten.

Quelle: Waldschmidt u. a. (2009), 293

7. Diskursstrategien: Grenzen fixieren oder erweitern

Letztendlich geht es beim Verhältnis von Behinderung und Normalität um ein Feld, in dem Grenzziehungen, nämlich die Unterscheidung zwischen dem, was als normal, und dem, was als abweichend zu gelten hat, von zentraler Bedeutung sind. Somit stellt sich auf der Ebene der Diskursstrategien diese Frage: Wie und wodurch werden in dem untersuchten Material Normalität und Behinderung voneinander abgegrenzt?

Bei der Kategorisierung ergeben sich zwei deutlich konturierte Argumentationsfiguren, die sich – ähnlich wie bei den anderen Diskursebenen – fast diametral gegenüberstehen. Die eine Position bemüht sich um die Rechtfertigung der Dichotomie; sie kann unter dem Code »Es gibt Grenzen« zusammengefasst werden:

11 Eine andere quantitative Auszählung geht in die gleiche Richtung. Die Phrase »Behindert ist man nicht, behindert wird man« lässt sich als Operationalisierung eines »sozialen Behinderungsmodells« (Waldschmidt 2005) verstehen. Die Suche in dem 1.000 Fragen-Forum und den vier thematisch relevanten Patenschaften – in den Varianten *behindert ist man nicht, behindert wird man* und *behindert ist man nicht. Behindert wird man* – ergab jedoch insgesamt nur acht Treffer.

»Wir können zwar im Bedürfnis nach xxx-correctness unseren Begriff des ›Normalen‹ beliebig dehnen. Die Natur wird aber dafür sorgen, dass dieser Begriff wieder auf ein brauchbares Maß zurückgeführt wird, indem sie jeder nur durch Sprachgebrauch ›normalen‹ Gesellschaft über kurz oder lang den Garaus macht. Insofern sehe ich es als nicht diskutierbar, dass die Gesellschaft im Interesse ihrer Überlebensfähigkeit gezwungen ist, den Umfang des Unnormalen zu begrenzen. Die Dosis machts – in geringen Mengen hilfreich, in zu großen tödlich« (P43-111).

Andere Varianten der eindeutigen Differenzbildung sind:

»Es wird aber trotzdem immer ›Normal‹ u. ›Nichtnormal‹ geben, denn wir Menschen werden immer Unterschiede machen, Dinge, die wir nie tun würden, die wir nicht akzeptieren können oder einfach nicht verstehen, sind für uns unnormal« (P43-175);

»Ich kann nicht über's Wasser gehen, ich kann die Preise im Supermarkt nicht selber bestimmen, und ich kann nicht behaupten, dass Trisomie 21 normal ist« (Thread 8.143).

Auch vor provozierender Polemik wird an dieser Stelle nicht zurückgeschreckt:

»Behinderte? Würde? Ich lach mich tot. Diese sabbernden, humpelnden, jaulenden, Geld verschlingenden Spasten gehören in 'nen großen Ofen! Dann erfüllen sie wenigstens noch den Zweck, dass es normale Menschen schön warm haben. :)« (Thread 9.096).

Zu den Versuchen, klare Grenzen zu ziehen, gehört ein Subcode, in dem – ähnlich wie im Begriffsfeld »das behinderte Kind« – das Anderssein bzw. die Besonderheit von Behinderung behauptet wird. Dabei können drei Positionen differenziert werden, die relativ gleichgewichtig sind. Der erste Standpunkt benutzt eine deskriptive, faktenorientierte Haltung:

»Behinderte (speziell geistig Behinderte), verbringen ihr ganzes Leben unter ›ihresgleichen‹, in Händen kompetenter (wünschenswert) Betreuer, Pfleger, etc. Sie führen ein sehr ausgefülltes Leben und erfahren in ihrem Leben meist mehr als so mancher ›Normale‹. In den Werkstätten für Behinderte z. B. herrscht ein tolles Arbeitsklima, also ich hab da noch keinen leiden gesehen. Vielleicht sollte man Behinderte als eine Gruppierung sehen, die einfach andere Interessen hat und einen anderen Lebensstil verfolgt. Eine der Gruppen, die es unter den ›Normalen‹ zuhauf gibt, aus welcher Motivation auch immer!!« (P57-27).

Die zweite Variante begreift Behinderung explizit als Besonderheit im negativen Sinne; bezeichnenderweise wird an dieser Stelle auf sozialdarwinistisches Gedankengut zurückgegriffen:

»So ist es nun mal. Der Sinn des Lebens, darauf hat man sich in diesem Forum bereits geeinigt, besteht in der Weitergabe von Genen. Behinderte werden, da ihr Gensatz offensichtlich nicht in Ordnung zu sein scheint, von Normal-Gesunden bei ihren Vermehrungsplänen ausgeschlossen und daher, wenn auch unterbewusst, im normalen Leben anders behandelt« (Thread 7.744).

Die dritte Position sieht das Anderssein behinderter Menschen als etwas Positives an und scheut vor emotionaler Emphase und ungehemmter Idealisierung nicht zurück:

»So viel Individualität, Kreativität, Spontaneität und Herzlichkeit habe ich noch nie bei einem ›normalen‹ Menschen erlebt, und ich bin täglich dankbar, dass es Menschen gibt, die ›anders‹ sind und uns die Grenzen unseres emotionalen Stumpfsinns aufzeigen« (Thread 1.692).

Von der Argumentationsfigur, die eine – positiv oder negativ bewertete – Dichotomie herstellt, lässt sich eine zweite Diskursstrategie unterscheiden, die ein Feld gradueller Differenzierung, in anderen Worten: die »Normalität der Behinderung« behauptet:

»In dieser Diskussion sollte jeder auch bedenken, dass Behinderung und Krankheit (im Übrigen zwei völlig verschiedene Dinge!) normale Erscheinungsformen menschlichen Lebens sind« (Thread 56);
 »behinderung ist normal. so wie nicht-behinderung auch. ist das so schwer zu verstehen?« (Thread 8.131).

Innerhalb dieser Position findet man eine auffällig konturierte Variante, die sich der Grenzziehung an sich verweigern will und die Utopie einer nicht wertenden Anerkennung von Vielfalt verfolgt:

»Ich finde alle Kinder wunderbar, egal ob als behindert klassifiziert, was sowieso Unsinn ist, oder nicht. Es ist normal, verschieden zu sein!« (Thread 8.887).

Die Äußerung bedient sich eines Slogans, der in der deutschen Behindertenpolitik eine große Rolle spielt, nämlich der Phrase »Es ist normal, verschieden zu sein«. Im Material taucht sie in den verschiedensten sprachlichen Varianten auf; im Ergebnis entstand ein eigener, facettenreicher Code.¹²

Zum einen gibt es – insbesondere in der entsprechenden Patenfrage – eine ganze Reihe von Fundstellen, in denen ohne weiteren Kommentar der Slogan als Formel auftaucht, die anscheinend keiner näheren Erläuterung mehr bedarf. Zum anderen findet sich auffallend oft eine Position, die eine stark vereinfachte Evolutionstheorie nutzt, um die Natürlichkeit menschlicher Verschiedenheit zu behaupten:

»Selbstverständlich ist es ›normal‹, verschieden zu sein. In jedem Menschen erprobt die Natur neue Genkombinationen, um die erfolgreichste durch Überleben und Fortpflanzung weiterzugeben und so auf Dauer den ›perfekten‹ Menschen zu erschaffen oder einen, der der Perfektion immer näher kommt« (P11-56).

Die folgende Äußerung argumentiert mit soziologischen Versatzstücken:

»Das Wechselspiel der Verschiedenen ist doch aber das einzige, was eine Gesellschaft voranzubringen vermag, in der Art, dass die Menschen bei der Auseinandersetzung mit den Aufgaben der Unterschiedlichkeit neue Lebensweisen und Lebensweisheiten erlernen« (P43-250).

12 An dieser Stelle zeigen sich die Vorzüge qualitativen Vorgehens: Die Auszählung allein hätte vermuten lassen, dass die Phrase »Es ist normal, verschieden zu sein« keine große Bedeutung hat. Die Suche mit Hilfe der Varianten: *normal verschieden* und *normal, verschieden* ergab insgesamt nur 32 Fundstellen, davon gehörten allein 25 zur Patenfrage »Ist es normal, verschieden zu sein?« (Dr. Peter Radtke), nur fünf zu den 10.000 Threads und zwei zu anderen Patenfragen.

Andere Fundstellen nutzen ästhetische, moralische oder psychologische Wissensselemente. Häufig wird auch alltagsweltliche Langeweile ins Feld geführt, um gegen den Zwang zur Anpassung argumentieren zu können:

»Wenn jeder Mensch gleich wäre, wäre es kein Leben mehr und es wäre langweilig« (P11-78).

Aber auch der Wunsch nach Konformität ist präsent, während wiederum in anderen Fundstellen das Bedürfnis, etwas Besonderes sein zu wollen, herausgestrichen wird. Die vermittelnde Position formuliert die Vorstellung, normal und zugleich individuell sein zu können:

»... ich glaube, ihr habt schon Recht. Aber: Woher kommt der Wunsch vieler Menschen, sich anzupassen? Die meisten wollen doch in gewisser Weise beides: einerseits unterschiedlich und individuell sein, aber andererseits nicht auffallen, also doch als ›normal‹ gelten, oder? Und warum?« (P11-97).

Eine andere, noch »radikalere« Position versucht, über diesen Gedanken hinauszugehen und das Normalfeld bewusst in Unordnung zu bringen bzw. es vollständig zu transzendieren. Sie wurde in dem Subcode »Wir sind alle normal und unnormal« zusammengefasst. An dieser Stelle finden sich Äußerungen, die schlicht und einfach eine Existenz des Normalen bestreiten (*»Weil jeder seine Normalität definiert, kann es keine Mehrheit der Normalen geben... Deshalb gibt es auch das Normale gar nicht.« [P11-24]*), die auf die Normalität der Nichtnormalen abheben (*»Auch Kinder mit Down-Syndrom gleichen den oben zitierten ›Normalen‹: Sie kommunizieren, denken, träumen, essen, etc. etc.« [P43-29]*), oder die Nichtnormalität der Normalen betonen (*»Die Hochkonjunktur beim Psychologen zeigt uns ja, wie Normal wir alle sind« [P43-189]*).

Die Paradoxie der Grenzziehung wird so auf den Punkt gebracht:

»wieso wird [...] eigentlich zwischen behindert und nichtbehindert unterschieden, wir sind doch alle normal unnormal?« (Thread 9.779).

Gleichsam an dieser Stelle kippt die Aussage »Es ist normal, verschieden zu sein« in ihr Gegenteil um. In nahezu klassischer Manier lässt sich folgende für den Normalismus kennzeichnende Dynamik beobachten: Wenn die Gefahr besteht, dass das »Gummi-band« (Link 2006, 356) reißt, das die beiden Pole miteinander verbindet, wenn befürchtet werden muss, dass das gesamte Normalfeld auseinander bricht, dann erfolgt der »Umschlag in den Protonormalismus: Einziehen [...], Festklopfen, Verdicken der Normalitätsgrenze zu einer neuerlichen Stigma-Grenze« (ebd., 356–357, Hervorhebung dort):

»Allein durch unseren Fortschritt sind wir inzwischen so weit gekommen, behaupten zu können, ob es normal ist, verschieden zu sein. ›Verschiedene‹ Personen, netter Euphemismus übrigens, haben überhaupt erst in der heutigen Zivilisation eine Überlebenschance. In der Natur werden solche Aberrationen gemäß der Evolution selektiert. Ich kenne selbst behinderte Menschen und will mich nicht negativ über sie äußern, doch würde ich Behinderungen nicht als natürlich und normal ansehen« (P11-80).

Tatsächlich zeigt sich auch in anderen Fundstellen, dass das Bemühen um ein Feld ohne strikte Grenzen nicht ohne Wagnis ist. Besorgnis ist zu erkennen und ein Bewusstsein dafür, dass Versuche, die Trennung von normal und unnormale zu verwischen, auch für die so genannten Normalen einiges durcheinander bringen könnten:

»...selbst wenn wir denken heute noch zu den ›normalen‹ zu gehören, sind wir es morgen vielleicht schon nicht mehr« (Thread 9.760).

Beunruhigende, die Denormalisierungsangst stimulierende Perspektiven, die mit den neuen Technologien vielleicht bald Realität werden könnten:

»F: Was passiert, wenn durch die Möglichkeiten der Genetik die Menschen so verbessert werden, dass die heute Normalen morgen die Behinderten sind?« (Thread 2.981).

8. Schlussfolgerungen: Die Macht der Grenze

Und wer ist schuld? Natürlich die »Gesellschaft«! – So könnte das Fazit der Debatte lauten. In einer Vielzahl von Fundstellen mündet das Nachdenken über die Gründe für Differenzbildung in Verweise auf soziale Bedingungen, soziale Strukturen, institutionelle Arrangements, den Staat und die Medien, kurz: auf Instanzen der sozialen Kontrolle. Dabei fällt vor allem eines auf: Die Vorstellung, die Gesellschaft habe vor allem repressive Seiten – »Verbote, Verweigerungen, Zensuren, Verneinungen« (Foucault 1983, 22) –, feiert fröhliche Urständ:

»Menschen mit Behinderung werden nicht als solche geboren, sondern zu solchen gemacht. Die Gesellschaft schreibt vor, wie man zu sein hat« (Thread 1.406);

»Pfercht man nicht Behinderte in Einrichtungen ein, um ihnen innerhalb der Gesellschaft einen kontrollierten Ort zuzuweisen?« (P43-7).

Wenn von Gesellschaft die Rede ist, dann tauchen im untersuchten Material nicht die (neo-) liberalen Verheißungen von Freiheit, Flexibilität, Eigenverantwortung und Selbstgestaltung auf, sondern ein »stummer Zwang der Verhältnisse«, der sich als diffuser, gleichwohl prägender, äußerer Druck bemerkbar macht. Insgesamt hält die Debatte an der altbekannten Dichotomie zwischen (einem »unschuldig« agierenden) Individuum und (einer »bösen«, nämlich diskriminierenden, segregierenden und verständnislosen) Gesellschaft fest. Anscheinend ist das moderne Subjekt so sehr mit den allgemeinen Normalisierungsanforderungen beschäftigt, dass es dazu neigt, Gesellschaft vorzugsweise als einengende Kontroll-Maschine zu verstehen. Im Grunde wird damit neoliberalen Lesarten des flexiblen Normalismus, der Vorstellung vom *anything goes* eine Absage erteilt.

Und dennoch fragt man sich: Warum diese Beharrungskraft des Repressionsmodells? Schließlich kommt dabei ein Aspekt zu kurz. Die Erweiterung des Normalfelds bietet gerade für marginalisierte Gruppen wie »die Behinderten« durchaus Chancen. Gesellschaft ist nicht nur ein allgegenwärtiger Disziplinarapparat, sondern gleichzeitig eine – wenn auch ambivalente – Ermöglichungsstruktur. Das Material ist vielschichtig genug, um auch diesen Gedanken zum Vorschein kommen zu lassen:

»Ich bin froh, dass es möglich ist, heutzutage damit möglichst ›ohne Leid‹ zu leben, aber noch vor einigen Jahrzehnten hätte man auch bei uns als Behinderter nicht so einfach überleben können, und in vielen Ländern der Welt geht dies heute immer noch nicht. Es ist falsch zu behaupten, es seien die anderen, die einen selbst zum Behinderten machen, denn es ist genau andersherum. Andere ermöglichen erst ein normales Leben«
(Thread 4).

Zusammenfassend: Auch wenn diese Studie insofern innovativ ist, als erstmalig eine Internetdebatte über das Spannungsverhältnis von Normalität und Behinderung untersucht wurde, mögen ihre Ergebnisse vielleicht nicht als spektakulär erscheinen; zudem muss die Selektivität des Internets als Kommunikationsmedium beachtet werden. Jedoch deuten sich an verschiedenen Stellen wenn auch minimale, so doch überraschende Verschiebungen im Diskursfeld an – sie wären es wert, in weiteren Untersuchungen genauer betrachtet zu werden. Außerdem ist der Vergleich mit gängigen Einstellungsuntersuchungen (vgl. für einen Überblick: Cloerkes 2007, 104–112) instruktiv: Während letztere bei einem quantitativen Design aus methodischen Gründen mögliche Antworten vorstrukturieren müssen oder in Interview-situationen mit dem Phänomen der sozialen Erwünschtheit zu kämpfen haben, erlaubt der Datenkorpus von »1000fragen.de« einen direkten und ungefilterten Zugang zu dem lebensweltlichen Wissen. Als Quintessenz lässt sich formulieren, dass in dem untersuchten Material Grenzen und Grenzziehungen allgegenwärtig sind. Auf allen vier untersuchten diskursiven Formationsebenen – Äußerungsmodalitäten, Gegenstände, Begrifflichkeiten und Strategien – enthüllt sich ein »Sprechen der Leute« über die Macht der Grenze. Sie scheint das Konstitutionsmerkmal des Diskursstrangs zu sein. Doch welche Formen nehmen die Differenzbildungen an: hart oder weich, fix oder flexibel? Genau diese strategische Frage erweist sich als umkämpftes, konfliktreiches und widersprüchliches diskursives Feld – auch und gerade im Alltagswissen.

Literatur

- Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas (2000) *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M. (17. Auflage).
- Cloerkes, Günther (2007) *Soziologie der Behinderten. Eine Einführung*. Heidelberg (3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage).
- Durkheim, Émile (1995/ Orig. 1885) *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt a. M. (3. Auflage).
- Elias, Norbert (1978) *Zum Begriff des Alltags*. In: Hammerich, Kurt/ Klein, Michael (Hg.) *Materialien zur Soziologie des Alltags*. Opladen, 22–29.
- Felkendorff, Kai (2003) *Ausweitung der Behinderungszone: Neuere Behinderungsbegriffe und ihre Folgen*. In: Cloerkes, Günther (Hg.) *Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen*. Heidelberg, 25–52.
- Foucault, Michel (1983) *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1, Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (1990) *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. (4. Auflage).
- Foucault, Michel (1999) *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–1976)*. Frankfurt a. M.
- Goffman, Erving (1996/ Orig. 1967) *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a. M.

- Haber, Lawrence D./ Smith, Richard T. (1971) *Disability and Deviance. Normative Adaptions of Role Behaviour*. In: American Sociological Review, Vol. 36, 87–97.
- Link, Jürgen (2005) *Warum Diskurse nicht von personalen Subjekten »ausgehandelt« werden. Von der Diskurs- zur Interdiskurstheorie*. In: Keller, Reiner u. a. (Hg.) *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit: Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*. Konstanz, 77–100.
- Link, Jürgen (2006) *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Göttingen (3., erg., überarbeitete u. neu gestaltete Auflage).
- Mitchell, David T./ Snyder, Sharon L. (eds.) (1997) *The Body and Physical Difference. Discourses of Disability in the Humanities*. Ann Arbor.
- Schütz, Alfred/ Luckmann, Thomas (Hg.) (2003) *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz.
- Schwab-Trapp, Michael (2003) *Diskursanalyse*. In: Bohnsack, Ralf u. a. (Hg.) *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen, 35–39.
- Waldschmidt, Anne (2003) *Ist Behindertsein normal? Behinderung als flexibelnormalistisches Dispositiv*. In: Cloerkes, Günther (Hg.) *Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen*. Heidelberg, 83–101.
- Waldschmidt, Anne (2005) *Disability Studies: Individuelles, soziales und/ oder kulturelles Modell von Behinderung?* In: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, Bd. 29, 9–31.
- Waldschmidt, Anne (2009) *(Körper-) Behinderung als soziales Problem*. In: Albrecht, Günter/ Groenemeyer, Axel (Hg.) *Handbuch Soziale Probleme*. Wiesbaden (2., überarbeitete Auflage), in Vorbereitung.
- Waldschmidt, Anne u. a. (2009) *Das Wissen der Leute. Bioethik, Alltag und Macht im Internet*. Wiesbaden.

Kontakt:

anne.waldschmidt@uni-koeln.de